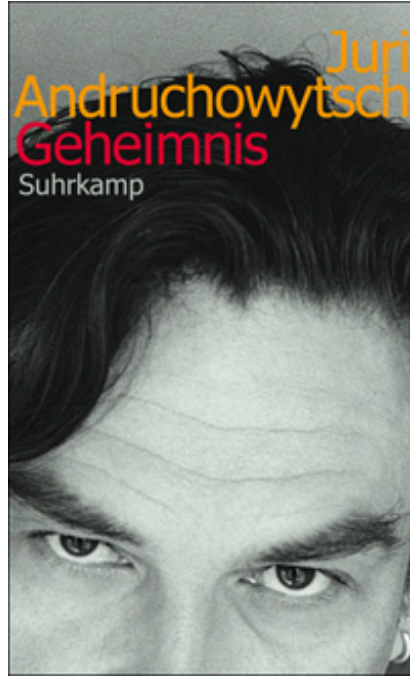


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Andruchowytsh, Juri
Geheimnis

Sieben Tage mit Egon Alt
Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42011-9

SV

Juri Andruchowytsh

Geheimnis

Sieben Tage mit Egon Alt

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Tajemnycja. Zamist' romanu* im Verlag Folio, Charkiw.

Erste Auflage 2008

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42011-9

Geheimnis

Ich hoffe nur, daß sich die Türen nicht schließen,
denn eine offene Tür – das ist eine unfafßbare Freude.

Robert Duncan

Davon laßt uns reden.

Serhij Zhadan

Ein mögliches Vorwort

Von kurzen Unterbrechungen abgesehen, verbrachte ich fast den ganzen Herbst des Jahres 2005 in Berlin. Ende September meldete sich Egon Alt, ein mir bis dato unbekannter Literaturkritiker und Journalist, zum erstenmal. In seiner für die elektronische Post ungewöhnlich ausführlichen Mail schrieb er, daß er davon träume (genau dieses Wort!), mit mir ein »eher längeres Gespräch, genauer, eine Serie von Gesprächen« zu führen, und daß er sich auf sogenannte Porträts spezialisiert habe, vor allem von Schriftstellern. Davon könne ich mich anhand der in der Mail angegebenen Links überzeugen, wofür ich jedoch nie die Zeit fand. Egon Alt bestand mit Nachdruck darauf, daß wir uns treffen müßten – »und nicht nur einmal« –, und fügte zum Schluß folgendes hinzu: »Sehr geehrter Herr, Sie sollten mich keinesfalls abweisen! Mir ist bewußt, daß Sie über die Maßen beschäftigt sind, und ich zerbreche mir den Kopf, wie ich Sie trotzdem zur Zusammenarbeit bewegen könnte. Vielleicht indem ich schreibe, daß ich alles, was von Ihnen in deutscher und englischer Übersetzung erschienen ist, Dutzende Male gelesen habe? Daß ich Ihr Land schon dreimal besucht habe und dreimal – aber jedesmal anders – von ihm hingerissen und begeistert war? Daß Sie und ich gleich alt sind und wir von Jugend an dieselbe Musik gehört haben, weshalb unser Gespräch unausweichlich eine Menge schmerzhaft-süßer Themen berühren wird? Nein, natürlich – Sie haben zweifellos jedes Recht der Welt, mir eine Absage zu erteilen, aber damit würden Sie den schwersten Fehler Ihres Lebens begehen.«

Heute bin ich überzeugt, daß er absolut richtig lag. Obwohl

gerade dieser letzte Satz eine negative Einstellung ihm und seinen aggressiven Absichten gegenüber geweckt hat. Außerdem hatte ich damals schon eine starke Abneigung gegen das Genre des *literarischen Porträts* entwickelt, mit seinen unausweichlichen Ausschmückungen wie »weite Hosen mit unzähligen Taschen, ein Ohrring im linken Ohr, die Angewohnheit, widerspenstige Haarsträhnen aus der Stirn zu streichen, abgewetzte orange-schwarze Turnschlappen«. Ich sandte ihm also ein paar nicht übermäßig ermutigende Zeilen als Antwort, daß ich nicht wisse, wann ich Zeit hätte, am wahrscheinlichsten wohl eher überhaupt nicht. Für alle Fälle teilte ich ihm jedoch meine Telefonnummer mit. Denn sein Brief, das muß ich zugeben, unterschied sich wirklich stark von den meisten, mit denen deutsche Journalisten sonst wegen eines Interviews anfragen. Dieses Wort nervte mich damals übrigens fast schon, denn mein Kalender füllte sich mit immer neuen Terminen.

Das war der Grund, warum ich ihm, wenn er sich während der folgenden Monate mit Mails und seltener auch mit Anrufen in Erinnerung brachte, nur ausweichende Antworten gab und unser Treffen *auf später* verschob; manchmal mußte ich seine immer aufdringlicheren Versuche vehement abwehren. Mein Hauptargument in jenem Herbst: Ich träumte noch davon, einen neuen Roman zu schreiben. Vor allem damit begründete ich meine Absagen. Darauf entschuldigte er sich und ließ einige Zeit nichts von sich hören. Doch ich sah förmlich, wie er verzweifelt den Kopf schüttelte und hilflos die Hände rang – irgendwo dort, in seiner unordentlichen Junggesellenwohnung am Prenzlauer Berg.

Aber mein neuer Roman wollte einfach nicht kommen. In solchen Fällen ist ein Tapetenwechsel das beste. Ende Dezember verschwand ich für ein paar Wochen nach Hause, und im Januar 2006, auf dem Rückweg von Franyk nach Berlin, nahm ich in Wrocław mit der Gruppe »Karbido« eine Platte auf. Das Wort

Karbid assoziiere ich vor allem mit dem ungenießbaren Selbstgebrannten aus der Gegend von Haisyn im Gebiet Vinnycja. Warum, erfahren Sie in Teil Drei dieses Buches. Jedenfalls entstand der Name unserer gemeinsamen Platte ganz von allein – »Samohon«, Selbstgebrannter. Und es schien mir, als sei damit eben jener Roman entstanden, den in Berlin zu schreiben ich mir vorgenommen hatte. So von einer inneren Verpflichtung befreit, kehrte ich Ende Januar für weitere drei Monate in die deutsche Hauptstadt zurück. In meinem Tagebuch habe ich damals notiert: »Die Kälte bewegt sich auf derselben Route wie ich von Ost nach West, aber sie hat mich überholt.« Und wirklich – als mein Zug den Bahnhof Friedrichstraße verließ, sah ich verwundert die zugefrorene, mit einer dicken Eisschicht bedeckte Spree. Aber das alles tut hier nichts zur Sache.

Ziemlich überraschend, auch für mich selbst, sagte ich ihm dann im Februar zu, erst per Mail, sicherheitshalber auch noch telefonisch. Das erste Treffen mit Egon Alt fand unweit meiner Wohnung am Stuttgarter Platz statt, im Café »Miró«, das offiziell als Künstlercafé gilt, vielleicht weil es nachts von den Tänzerinnen der umliegenden Bars frequentiert wird, die hier ein bißchen Entspannung suchen. Egon Alt jedenfalls war *ganz anders*. Keine Spur von jenem exaltierten und wahnsinnig in meine Texte verliebten Sonderling, der in ausnahmslos allen Mails, die ich von ihm erhielt, ein derartiges Getue gemacht hatte. In Wirklichkeit war Egon Alt ein nüchterner, pragmatischer und durchaus ironisch-distanzierter Typ, mein, wie er richtig geschrieben hatte, Altersgenosse, und ganz schön ausgefuchst. Gleich als wir uns kennenlernten, gingen wir zum Du über, nach dem dritten Brandy war klar, daß unsere Lieblingsgetränke in benachbarte Kästchen des alkoholischen Periodensystems gehörten, wenn es ein solches gäbe. Ein weiteres Zeichen unserer Annäherung war, daß wir uns nach einer Stunde ein Päckchen rote Gauloises kauften und gie-

rig zu rauchen begannen, obwohl wir beide das Rauchen eigentlich schon vor Jahren aufgegeben hatten. Ich weiß noch, daß er aus den Tiefen seiner aufgesetzten Hosentasche eine Streichholzschachtel mit der Aufschrift »Bund der Afghanistan-Veteranen« ans Licht beförderte. Das fanden wir unheimlich komisch. Überhaupt trug Egon Alt in seinen Taschen alle möglichen absurden, aber gleichzeitig irgendwie auch nützlichen Gegenstände – darunter eine Trillerpfeife, ein vorsintflutliches Kartenspiel mit schwarzweißen pornographischen Abbildungen und ein huzulisches Salzteigpferd. Außerdem schleppte er einen ganzen Rucksack meiner Bücher mit sich herum – verschiedene, in verschiedenen Jahren und verschiedenen Sprachen veröffentlicht. Jedes mußte ich ihm signieren, und jedes anders. Ein für mich unheimlich anstrengendes Vergnügen. Jedenfalls beschlossen wir an jenem Abend, *es* zu machen. *Es* sollte ein Buch werden. Aber nicht ganz das, welches Sie jetzt in Händen halten.

Unsere Wahl fiel auf die letzte Märzwoche, sieben Tage. Jeden Morgen kam er in meine afrikanische Übergangswohnung am Stuttgarter Platz 22, und jeden Abend kehrte er in sein Ostberlin zurück. Jeden Tag redeten wir ungefähr acht bis zehn Stunden, zwischen uns das Diktiergerät. Zu sagen, daß »wir redeten«, wäre allerdings unpräzise: vor allem redete ich, er stellte Fragen. Dabei leerten wir eine bis zweieinhalb Flaschen unseres geliebten Brandy. Täglich durchlebten wir (ich als Wiederholung) ein gutes Stück meines Lebens. Mit der Trunkenheit kam am Ende des Tages, gegen Abend, ein tieferes Verständnis dessen, was mit mir in diesen weit zurückliegenden oder auch ganz nahen Jahren wirklich geschehen war. Und am folgenden Tag nahmen wir uns, aufgeklärt und gereinigt, das nächste Stück vor. So ging es die ganze Woche, mit Ausnahme des siebten Tages. Am siebten Tag hatten wir uns vorgenommen, durch Berlin zu fahren. Jäh wechselten wir die Stadtteile, das soziale Umfeld, die Fahrtrichtung

und die Transportmittel, wir redeten über alles mögliche, und obwohl wir ja eigentlich unseren verdienten Urlaub nehmen wollten, lief sein Diktiergerät immer mit.

An diesem Tag, dem letzten, fragte ich ihn beiläufig, wann er *dieses ganze Buch* veröffentlichen wolle. Als nächstes wollte ich fragen, bei welchem Verlag. Aber die Antwort auf die erste Frage fiel so aus, daß es keinen Sinn mehr machte, die zweite zu stellen. »Wann?« fragte er. »Also das weiß ich noch nicht. Ich habe offensichtlich vergessen, dich gleich am Anfang über etwas aufzuklären – ich will es erst nach deinem Tod herausbringen. Dann hat es mehr Gewicht.« Wir lachten über diese neue Wendung der Dinge und wechselten das Thema. Obwohl ich zugeben muß, daß es mir irgendwie leid tat, vor allem wegen meiner *weiteren Nichtteilnahme am Projekt*.

Um so mehr wunderte ich mich, als ich ein paar Wochen später von ihm per Post die sieben vollgesprochenen Tage zugeschickt bekam, den ganzen Schrott, den ganzen Stoß, alles, was gesagt worden war, vom ersten bis zum letzten Satz, samt Pausen, Dehnungen, Ähs und Ehems, im Urzustand sozusagen, gespeichert im Format mp-3, jeder Tag auf einer anderen CD, so daß es also auch sieben CDs waren. Im Päckchen lag außerdem ein Brief – der erste von Hand geschriebene, den ich je von ihm erhalten habe. Ein ziemlich komisches Gefühl. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß ich ihn, Egon Alt, überhaupt nicht kannte. Er schrieb unter anderem folgendes: »Ich bin fast sicher, daß du dies einmal brauchen kannst. Auf jeden Fall ist es dein volles Recht, es aufzubewahren – und sei es nur als Andenken. Als Andenken an die Andenken, als Erinnerung an die Erinnerungen. Warst nicht du es, der geschrieben hat, daß dein Gedächtnis dir erlaubt, alles zu tun, was du willst? Wohlan, Held, tue was du willst!«

Der letzte Satz klingt wie eine letzte Belehrung. Und wie sich zeigen sollte, war der handgeschriebene Brief wirklich sein letzter.

Ein paar Tage vor meiner endgültigen Abreise aus Berlin, Anfang Mai 2006, erfuhr ich ganz zufällig, daß er bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Nachts, wenn ich mich nicht irre, bei Kilometer 37 der Autobahn A 93 zwischen Nürnberg und Schwandorf. Er saß am Steuer und verlor, wie es in den Berichten der Autobahnpolizei immer heißt, die Kontrolle über sein Fahrzeug. Ich kenne diese Strecke – kurz vorher, am 26. April, hatte ich in eben jenem Schwandorf Ausschnitte aus den »Zwölf Ringen« gelesen, begleitet von einigen Saxophonen und einem Haufen anderer, ziemlich komischer, von Norbert Vollath gespielter Instrumente. Norbert Vollath war es auch, mit dem ich tagsüber diese Strecke gefahren bin, nachdem er mich am Nürnberger Flughafen abgeholt hatte. Ich erinnere mich also gut an den Abschnitt der A 93 und kann versichern: Es gibt dort keine besonderen Gefahrenstellen, es gibt dort überhaupt keine Gefahrenstellen. Wahrscheinlich wurde Egon Alt vom sogenannten *Sekundenschlaf* übermannt. Aber die wahre Ursache ist nicht mehr festzustellen. Und es wird auch niemand je erfahren, was zum Teufel er dort nachts gemacht hat, in dieser Oberpfalz, in seinem schrottigen Citroën, demselben, dessen Motor er sechs Abende lang unter meinem Fenster aufheulen ließ, bevor er in die Dunkelheit davonbrauste – trotz des erhöhten Alkoholgehalts in seinem Blut. Jedesmal hat er es geschafft, gut heimzukommen. Nur dieses eine Mal nicht. Aber ich kann bloß mutmaßen. Ich weiß nicht einmal, wo er begraben liegt. Vielmehr, von Bekannten seiner Bekannten erfuhr ich, daß man ihn wohl auf dem Berliner Friedhof Nordend bestattet hat, im Bereich Gethsemane. Stellen Sie sich vor, Ende August bin ich eigentlich nur deshalb für ein paar Tage in die deutsche Hauptstadt geflogen, um ihn zu besuchen. Aber auf dem Friedhof war nichts zu finden, was als sein Grab hätte gelten können. Also ließ ich die halbleere Brandyflasche mitten auf der Zentralallee stehen.

Als hätte er nie existiert.

Vielmehr nicht er, sondern sein Körper mit dem vom Lenkrad eingedrückten Brustkorb. Autofahrer sagen, so sei das – der Brustkorb vom Lenkrad eingedrückt.

Ich mußte ein bißchen mit dieser Geschichte leben, mich an sie gewöhnen, mir manchmal die Stellen anhören, die ich besonders mochte oder besonders verabscheute. Letztere waren, ehrlich gesagt, in der Überzahl. Schließlich gelangte ich Ende des Sommers zu dem Schluß, daß ich keine Wahl hatte: Um mich zu befreien, mußte ich das tun, was er *nicht mehr geschafft* hatte, also das Material als Buch herausgeben. Wobei ich lange brauchte, bis ich überzeugt davon war, daß es auch für andere interessant sein könnte.

Den ganzen Herbst 2006 hörte ich unsere Gespräche (die vor allem aus meinem eigenen, manchmal unerträglich wortreichen Geschwätz bestanden) und übertrug sie in die Schriftform. Dabei machte ich mir langsam seine Absicht zu eigen. Aber woher will ich eigentlich wissen, was wirklich *seine* Absicht war?

Natürlich war es weder möglich noch, zum Glück, notwendig, es wortgetreu zu fixieren, all das so aufzuschreiben, wie es uns über die Lippen gekommen und aus der Luft aufgezeichnet worden war. Meine Bearbeitung des gesprochenen *Materials* bestand darin, daß ich es, erstens, vom Deutschen ins Ukrainische übersetzte, zweitens alles Überflüssige wegließ, also inhaltsleere Stellen und das schon erwähnte Gebrabbel entfernte, und drittens versuchte, es so aufzuschreiben, daß es einerseits seinen Gesprächscharakter nicht verlor, andererseits lesbar wurde; ich habe dem Gesprochenen also doch einen künstlichen (künstlerischen?) Charakter gegeben. Zu meiner Ehrenrettung will ich hinzufügen, daß ich meine Antworten nicht beschönigt und sie kein bißchen klüger oder weiser gemacht habe, als sie waren – die Dummheiten bleiben also sichtbar.

Und viertens mußte ich manchmal eine gewisse Selbstzensur üben, also das verstecken, glätten oder einfach streichen, was für einige in diesem Buch erwähnte Personen besonders negativ oder peinlich gewesen wäre.

Sicherheitshalber erkläre ich: *Alle handelnden Personen des vorliegenden Buches sind frei erfunden, und jede Übereinstimmung von Namen oder Ereignissen ist rein zufällig.* Nur ich als Betroffener könnte aus Versehen denken, daß sie nicht zufällig und nicht frei erfunden sind, sondern schrecklich nah und echt, wie *dieses* einzig mögliche Leben selbst.

Aber das ist allein mein Problem. Schließlich wird es immer offensichtlicher, daß wir alle, und mit uns diese ganze Welt, einem anderen, viel größeren Autor und seiner nicht ganz zufälligen Phantasie gehören. Er ist es, der für uns alle die volle juristische Verantwortung zu übernehmen hat.

24. Dezember 2006

1 Mein toter Freund Radu Teodor

Wollen wir anfangen?

Fang an, aber am Anfang.

Und wann hat alles angefangen?

Ich glaube im Herbst 2003, vor zwei Jahren. In Heidelberg. Es gibt da so eine Kneipe mitten in der Altstadt, mit amerikanischem Namen – »Drugstore«.

Kenn ich, in der Kettengasse.

Kann sein. Jedenfalls sind es nur ein paar Minuten zum Marktplatz und zur Universität, diesem ganzen verzuckerten Mittelalter. In der Kneipe treffen sich die Schachspieler der Stadt. Vielleicht aber auch nicht die Schachspieler, sondern die Briefmarkensammler. Oder andere auf sich selbst fixierte Halbidioten. Man kann dort stundenlang sitzen bleiben, ohne etwas anderes als Zeitungen zu bestellen. Ich war zu Jakobs Lesung angereist, hatte aber noch jede Menge Zeit bis dahin. Stefa Ptaschnyk war bei mir, zusammen liefen wir durch den absolut deprimierenden Dauerregen – es war Ende Oktober –, bis wir uns schließlich in den »Drugstore« flüchteten. Das gefiel mir, denn damals übersetzte ich gerade die Beatniks, und Stefa erzählte, daß die Kneipe was mit den Achtundsechzigern zu tun hatte und deswegen diesen amerikanischen, irgendwie an die Beatniks erinnernden Namen trug. Wir blieben vielleicht eine Stunde, betrachteten heimlich die Freaks um uns herum, die nur kurze Blicke erwiderten und mit ihren trockenen Oktoberzeitungen raschelten. Außerdem besprachen wir Stefas Übersetzungen meiner Lieder für den Toten Hahn, ich

trank Tee aus einer Riesentasse, eigentlich schon keine Tasse mehr, sondern eine Schüssel, so daß ich gar nicht trank, sondern schlürfte und dann pinkeln mußte, ganz plötzlich fühlte ich mich wie in einem Film: Da bin ich also in Heidelberg, in einem Café mit amerikanischem Namen, ich laufe, gestikuliere, denke an plötzlichen Herzstillstand, gehe aufs Klo usw., und gleichzeitig betrachte ich das alles – nicht ganz Zuschauer, natürlich, aber auch nicht ganz Akteur. Dabei kam mir der Gedanke, daß der Held des Films am Ende bestimmt stirbt, und was wird dann aus dem Zuschauer?

Ich will versuchen, mich deines inneren Regisseurs zu bedienen, solange er funktioniert. Also, wenn du versuchst, dich an deine ersten, frühesten Eindrücke zu erinnern – was steht dir vor Augen?

Ein Fußboden, schmutzig-dunkelrote Bodenbretter, stark abgewetzte Bretter mit Spalten dazwischen. Und in diesen Spalten lauerte der Abgrund! Nein, das ist nicht mein Ernst – es gab noch keinen Abgrund. Vielleicht bin ich über diesen Boden gekrabbelt. In groben Flanellhosen von ähnlicher Farbe, himbeerrot. Ich habe sie nie bewußt registriert, aber ich weiß bestimmt, daß ich sie hatte.

Ging es dir gut oder schlecht?

Mir ging es gar nicht. Ich will nichts ausschmücken, hinzudenken, keine Details einfügen. Sie wären doch nur erfunden.

Aber natürlich erinnerst du dich an Momente, in denen es dir richtig gutging?

Das war schon viele Jahre später, im Sommer 1970. Meine Eltern und ich fahren nach Prag. Na ja, erst ein langer Tag im entsetzlich düsteren, aufgeschwemmten Lemberg, wieder dieser unaufhörliche Dauerregen. Im ganzen Bahnhofsgelände roch es naß, irgendwie nach Straßenkötter. Und nach Bahnhofsbuffet, nach diesen widerlichen Klopsen. Im Wartesaal

neben der Haupthalle riecht man sie heute noch. Ihr Geist läßt sich nie mehr vertreiben. Nachmittags ging der Zug Moskau–Prag, aber es gab keine Fahrkarten mehr, also fuhren wir nirgendwohin. Leute, die sich in der Nähe des *internationalen* Schalters herumtrieben, gaben meinen Eltern – vor allem meiner Mutter, denn sie war es, die mit allen ins Gespräch kam – eine Menge typisch sowjetischer Ratschläge. Mein Vater verschwand in regelmäßigen Abständen, wahrscheinlich ans Buffet. Vater war kurz davor, alles hinzuschmeißen. Wir hatten ihn sowieso nur mit Mühe überreden können mitzukommen, danach das kräftezehrende, klandestine Bemühen um einen Paß und die Ausreisegenehmigung. Und dann fing alles so beschissen an. Ich war ziemlich verzweifelt – was, wenn er von seinem nächsten Gang ans Buffet einfach nicht mehr zurückkommt?

Zurück zu meiner Frage: Erinnerst du dich an Momente, in denen es dir gutging?

Nicht so schnell, dazu kommen wir noch. Gegen Abend gelang es meiner Mutter, Karten für den Nachtzug nach Tschop zu ergattern. Jemand hatte ihr folgenden Rat gegeben: Sie fahren nach Tschop, überqueren die Grenze zu Fuß, am erstbesten tschechoslowakischen Bahnhof nehmen Sie den erstbesten Zug nach Prag. Wie alt war sie damals? Genau dreißig, eine junge, hübsche Frau, und die Typen am *internationalen* Schalter versuchten, sich auf jede nur erdenkliche Weise an sie ranzumachen. Es tat mir leid, daß mein Vater es nicht mal bemerkte.

Was wolltet ihr in Prag?

Verwandte besuchen. Zwei von Vaters Tanten lebten damals dort, Schwestern seines Vaters. Die ältere war mit einem Biologieprofessor verheiratet, den wir Ohm Evgen nannten (Evgen, und nicht Jewhen – genau wie Malanjuk), sie wohnten zusam-

men mit ihrem Sohn und der anderen, unverheirateten Schwester im Vorort Modřany. Die Nachbarn tratschten über sie und sagten, Professor Evgen Malyk habe zwei Frauen – die ältere koche für ihn, mit der jüngeren gehe er ins Bett. Gar nicht so übel eigentlich. Aber mit der Schwester seiner Frau zu schlafen war für ihn natürlich undenkbar, denn er war ein absolut moralischer Mensch, moralischer geht gar nicht. Er stammte aus Bohoduchiw in der Sloboda-Ukraine und hatte seine militärische Erziehung in der zaristischen Armee erhalten. Wie viele Emigranten aus der Ukrainischen Volksrepublik hatte es ihn nach der endgültigen Niederlage Petljuras in die Tschechoslowakei verschlagen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber während des Zweiten Weltkriegs, schon in den vierziger Jahren, kreuzten sich seine Wege mit denen von Tante Ada, der Schwester meines Großvaters. Beide waren ganz und gar nicht mehr jung und extrem einsam, also taten sie sich möglichst schnell zusammen und machten ihr erstes Kind. Sie bekamen einen Sohn, dem Ohm Evgen um jeden Preis einen biblischen Namen geben wollte – David, Isaak oder Abraham. »Warum nicht gleich Schmul?« protestierte Tante Ada. Sie einigten sich auf Danyjil. Eines Nachts murmelte Ohm Evgen im Schlaf: »Ich würde meine Seele dem Teufel verkaufen, wenn ich noch erleben könnte, wie *er* die Schule beendet.« Aber er hielt noch viel länger durch, auch ohne Teufel. Obwohl, wer weiß ... Im Sommer '68 waren meine Mutter und ich zum erstenmal nach Prag gereist und hatten bei ihnen in Modřany gewohnt. Ohm Evgen fand uns entsetzlich russifiziert und verbesserte fast jedes unserer Worte. »Zur Schule«, sagte er, »du gehst zur Schule, nicht in die Schule. In die Schule heißt nur – ins Gebäude. Am besten aber sagst du sowieso ›aufs Gymnasium‹.« Er glich der Karikatur eines Professors: Glatze, graues Spitzbärtchen, verdammt dicke Brille. Zum Zeitungslesen benutzte er eine

Lupe. Dauernd machte er meine Mutter auf meine Fehler aufmerksam, d.h. auf Fehler in meiner Erziehung. Zum Beispiel hielt ich die Gabel nicht richtig. Du weißt doch, wie man sie richtig hält? Und ich mischte mich ohne Erlaubnis in die Gespräche der Erwachsenen. Ich kann wirklich nicht sagen, daß ich ihn sehr mochte. Gut, daß Petljura den Krieg verloren hat, sonst wäre der Ohm vielleicht noch Minister geworden. Biologeminister zum Beispiel. Er war einer von der Sorte, die in einer sozialistischen Regierung auf jeden Fall Minister werden.

Aber Prag und 1968 – das hat doch eine ganz andere historische Konnotation ...

Ja, natürlich. Wir waren im Juli hingefahren, und einen Monat später, im August, fanden *jene Ereignisse* statt. Wieder daheim hörten wir, das tschechoslowakische Volk habe um Hilfe gebeten und Panzer angefordert, um die Aggression der NATO zu stoppen. Mein Vater wurde ganz plötzlich einberufen und half die NATO stoppen, so gut es ging. Er trug eine Uniformjacke mit schwarzen Artilleristen-Litzen und auf den Schulterklappen drei Sterne, was *Genosse Oberleutnant* bedeutete. Seine Abteilung mit Raupenschleppern und Flugabwehrgeschützen wurde in Bereitschaft versetzt und in der Nähe von Stanislau, vielmehr schon Franyk, am Fluß zusammengezogen, wo sie sich bestimmt mehr als nur ein Fläschchen munden ließen. Mein Vater, der Schelm, stahl sich manchmal für ein paar Stunden aus dem Lager nach Hause zu meiner Mutter und mir, meistens ziemlich angesäuselt, und wiederholte dauernd etwas wie *da habt ihrs, auf Prag hat man sie losgelassen, haben dort alles mögliche angerichtet, und ich darf den Saustall dann aufräumen*. Er war fasziniert vom Geist der Militärstiefel, Fußlappen, Riemen und von der Politinformation. Ich durfte seine Pistole halten, an einem Sonntag schossen wir sogar auf

den Stamm des Nußbaums in unserem Hof, der Nußbaum war riesig. Mein Vater und ich ballerten erstaunlich zielsicher, trockene Zweige fielen vom Baum. Wir haben wohl einige Trommeln leergeschossen, bis meinem Vater einfiel, daß er über jede einzelne Patrone würde Rechenschaft ablegen müssen.

Und wenn er in jenem Jahr auf Tschechen hätte schießen müssen? Glaubst du, er hätte es getan?

Ich glaube schon. Die Armee ist nun mal zum Schießen da. Obwohl, ich weiß nicht, keine Ahnung. Er war damals 38 Jahre alt, und alles Mögliche traf in ihm aufeinander. Einerseits vergaß er nie, wessen Sohn er war und welche Kugeln seinen Vater getötet hatten. Andererseits – wie hätte er denn Widerstand leisten sollen? Das SYSTEM hatte ihn zur Armee eingezogen, und er mußte wohl oder übel die Befehle befolgen. Der Befehl, auf Tschechen zu schießen, kam dann für ihn zum Glück doch nicht. Aber eins ist klar: Es hat ihm gefallen, Reserveoffizier in der Roten Armee zu sein. Eine Pistole im Holster zu tragen, nach Soldatenstiefeln und Rasierwasser »Schypr« zu riechen. In gewisser Weise brach seine verpaßte Kindheit durch – Kriegsspielchen und so.

Als die sowjetischen Panzer 1968 nach Prag eingerückt sind, hast du nicht auf der Seite der Panzer gestanden, schreibst du. Heißt das, du warst nicht auf der Seite deines Vaters?

Na ja, so ungefähr. Ich war eben damals schon in Prag gewesen und er noch nicht. Was die Tschechen betraf, hatte ich mehr Erfahrung. Ich liebte ihre astronomische Uhr, die puppenhaften Apostel, ihre Moldau, ihre Sprache, die ganzen Diminutive wie zum Beispiel *smrtička**. Mir gefiel, daß sie Katzengulasch kochten. Ich liebte die Karlsbrücke, Zuckerwatte, die Kleinseite, die »Laterna magica«, den Zoo und die Geisterbahn im

* Verkleinerungsform von tschechisch *smrt*: Tod (Anm. d. Ü.)